

Besser als sein Ruf? *

1. „Der Markt der Tugend“ lautet der doublebinded Titel einer dickleibigen soziologischen Untersuchung, um die Michael Baumann unlängst die Debatte um Glanz und Elend des Liberalismus schwergewichtig angereichert hat. Und während es – zumal in Soziologie und Politologie – lange Zeit wohlfeil war, sich vornehmlich dem Elend zuzuwenden, unternimmt es dieser Autor, dem liberalen Modell wieder etwas Glanz anzuheften. Dies allerdings weniger – man merkt es erst auf den zweiten Blick –, um die „Vision des Liberalismus“ gegenüber kommunitaristischer oder immanenter Kritik zu verteidigen, sondern auch und vor allem, um jenen neueren Versuchen gegenzusteuern, die mit einer religiösen oder sonstigen moralisch-weltanschaulichen Aufrüstung gegen das „ethische Vakuum“ der modernen Marktgesellschaft zu Felde ziehen und mit der Verordnung „moralischer Pflichten“ deren Überlebensfähigkeit sichern wollen. Es handelt sich also letztlich um ein politisches Buch, das die aufklärerische Idee einer Gesellschaft, die dem Einzelnen die innere und äußere Freiheit zur Verfolgung seiner individuellen Interessen garantiert, gegen die restaura-

* Zu: MICHAEL BAUMANN, *Der Markt der Tugend*, Tübingen 1996.

tive Forderung nach gemeinschaftsorientierter Umbildung der Gesellschaft abschotten möchte. In den Dienst dieses Zieles – letztlich ein unfrommer frommer Wunsch – wird die wissenschaftliche Beweisführung gestellt, was ihr freilich nicht nur bekommt.¹ Historische Rekonstruktion, ökonomische Erklärungsmodelle und politisches Bekenntnis vermischen sich untrennbar zu einer originellen Mixtur, von der man zuweilen allerdings den Eindruck hat, der Autor würde ihre Ingredienzien mit der Realität verwechseln.²

2. Die klassische Vision des Liberalismus, so wie sie im 17. und 18. Jahrhundert vor allem von der britischen, der schottischen und der französischen Moralphilosophie entwickelt wurde, beschränkte sich, wie Baumann referiert, nicht auf den ökonomischen Sektor, sondern enthielt drei zentrale Verheißungen, die in einer quasi-logischen Beziehung zueinander standen. Nur die erste bezog sich auf die wirtschaftliche Effizienz, die zweite auf die daraus resultierende Zähmung der politischen Macht und die dritte auf die Generierung von individueller Moral als nicht intendierter, gleichwohl aber segensreicher Folge von Wohlstand und politischer Freiheit. Das avisierte Ergebnis: Eine Gesellschaft, in der nicht nur die Wirtschaft blüht, sondern auch Politik und bürgerliche Tugenden zu einem gedeihlichen Gesamtzustand finden.

Bewohner dieser schönen neuen Welt: der *homo oeconomicus*, in gleicher Weise Akteur wie Profiteur der Mischung aus ideologischer Aufklärung, politischer Mündigkeit, Wohlstand und Tugend. Auf der Ebene der Handlungsmotive bringt er zwar fürs erste nur sein egoistisches Nützlichkeitsstreben ein. Seine neuzeitliche Klugheit, das Wissen um die wechselseitige Abhängigkeit der Gesellschaftsmitglieder voneinander, befiehlt ihm aber, in der Verfolgung seiner Interessen nicht – unmoralisch – die Belange anderer egoistisch zu mißachten, sondern – moralisch – kooperative Verhaltensweisen auszuwählen, die letztlich für Staat und Individuen das Beste bringen.

Wie es scheint, mochte sich die Realität dem schönen Bild nicht fügen. Mit Blick auf die von einem entfesselten Materialismus bewirkten sozialen Verhältnisse hatte es die Liberalismuskritik im 19. und 20. Jahrhundert

¹ Kostprobe für „blinden“ Überzeugungseifer (611): „Doch ein explanativer Zirkel liegt in Wirklichkeit nicht vor. Eine nähere Betrachtung zeigt in gewisser Weise sogar das Gegenteil“.

² Dem Verf. ist das grundsätzliche Problem offenbar nicht unbekannt, warnt er doch aus gegebenem Anlaß selbst einmal davor, daß der „theoretischen Modellwelt ... eine vereinfachte Sichtweise von der Natur des Menschen entspricht“ (344).

nicht allzu schwer, die optimistische Verknüpfung von individuellem und allgemeinem Nutzen sowie die positiven Auswirkungen auf öffentliche und private Moral im Bild vom freien Fuchs in einem freien Hühnerstall (R. Garaudy) zu konterkarieren. In der Konkurrenzgesellschaft der nur ver-



meintlich Gleichen, so die Kritiker, würden Moral und Tugend nicht hergestellt, sondern von Egoismus und Nützlichkeitsdenken, den „Wegbereitern des Despotismus“ (Tocqueville) verdrängt. Der Liberalismus versage daher nicht nur hinsichtlich seiner edukatorischen Effekte (betreffend Staatsgewalt und individuelle Moral), sondern werde wegen seiner destruktiven Potenz auch auf seinem Stammgebiet, der ökonomischen Effizienz, zum vorprogrammierten Disaster führen. Das „Wunder des Marktes“ setze moralische Akteure mit bürgerlichen Tugenden – Vertrauen, Pflichtgefühl, Zuverlässigkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit – voraus, nicht etwa würden solche durch den Markt produziert (Durkheim).

3. Baumann sieht das nicht völlig anders. Auch er mag bei seiner Beschäftigung mit dem *homo oeconomicus*, dem ausschließlich eigeninteressiert handelnden Agenten des liberalen Optimierungskonzepts, nicht so recht an die wundersame Metamorphose des privaten Lasters (Egoismus) in ein öffentliches Gut (Machtmoderation und allgemeine Moral) glauben. Anders aber als die Kritiker der liberalen Vision will er das Grundübel nicht im liberalen Modell als solchem verorten, sondern in der Verengung der klassischen Lehre auf den Bereich der Wirtschaft. Dieser – Adam Smith zugeschriebene – Sündenfall der „Ökonomisierung“ habe den ursprünglich universellen Ansatz seiner umfassenden Reichweite beraubt und ihn auf ein gesellschaftlich nicht legitimierbares Klugheitsmuster zum Zwecke der

individuellen Nutzenmaximierung reduziert – ein Einfallstor für weltanschaulich-philosophische, ethische und sozialtheoretische Kritik. Auf das Schlüsselproblem der „moralischen Produktivkraft“ einer liberalen Gesellschaft gebe die auf Ökonomie reduzierte Theorie keine Antwort mehr.



Angesichts dieser Schwäche habe selbst der Umstand, daß sich die liberal-kapitalistisch organisierte westliche Welt in der letzten Jahrhunderthälfte beachtlicher wirtschaftlicher Prosperität und relativer politischer Stabilität erfreuen konnte, nicht zu einer Rehabilitierung der liberalen Vision zu führen vermocht. Es gebe zwar – zumal nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Gegenmodells – kaum ernstzunehmende Ansätze, die Liberalismus und Kapitalismus als Wirtschaftsformen generell beseitigen wollten. Aber der theorieimmanente Einwand einer prinzipiellen Unvereinbarkeit individueller und kollektiver Rationalität (M. Weber) bestehe unverändert fort, und auch das alte kommunitaristische Argument, der Liberalismus forciere eine Gesellschaft ohne Gemeinschaft, er führe zu Anonymität, Mobilität, Laizismus und unterhöhle gemeinsame Weltanschauungen und kollektive Werte, habe an Durchschlagskraft eher zu- als abgenommen. Insofern sei es auch nicht verwunderlich, daß die „professionellen Moralunternehmer“ (Philosophen, Pfarrer, Lehrer) auf den Plan treten würden, um das vermeintliche Moraldefizit der auch ihnen teuren Marktgesellschaft mit ihren spekulativen Entwürfen zu bedienen.³ Ein

³ So etwa PETER KOSLOWSKI, *Prinzipien der ethischen Ökonomie* (1988), nach dem Religion für eine sozioökonomische Ordnung schlicht „unverzichtbar“ ist; FRED HIRSCH, *Die sozialen Grenzen des Wachstums* (1980): Ist „ein religiöser Glaube fest verankert, so wirkt er segensreich als Sanktion, die mit Zuckerbrot und Peitsche darüber wacht, daß der einzelne seinen

wichtiges Stück Aufklärung drohe so verloren zu gehen, da menschliches Handeln wieder entrationalisiert und an religiöse oder metaphysische Vorgaben zurückgebunden werden soll.

4. An dieser Stelle versagt der Verfasser der Liberalismuskritik endgültig seine Gefolgschaft. Er akzeptiert zwar, daß die stabile Existenz einer freiheitlichen Gesellschaft und damit das Gelingen des Marktmodells entscheidend davon abhängen, daß eine genügend große Zahl von Gesellschaftsmitgliedern Tugenden einbringt, die nicht allein der individuellen Nutzenmaximierung, sondern zumindest auch dem Allgemeinwohl dienen. Und auch die Einschätzung, daß die anonymen Tauschbeziehungen des Marktes diese Haltung nicht hervorbringen, die konkurrenzbestimmte, unpersönliche Fixierung auf privaten Gewinn vielmehr geeignet ist, Strategien zur Übervorteilung der anderen Marktteilnehmer zu kreieren, wird von ihm geteilt. Anders aber als die traditionelle Kritik sieht er die liberale Vision nicht am schwierigen Geschäft der Moralproduktion zerschellt. Vielmehr glaubt er, ein starkes Indiz dafür präsentieren zu können, daß sie sich – weil eben nicht nur auf Marktbeziehungen beschränkt – als fähig erwiesen hat, ihren Moralbedarf überzeugend zu decken. Das Beweisstück: Der Rechts- und Verfassungsstaat.

Im Rechtsstaat, dem „legitimen Kind des Liberalismus“, findet der Verfasser alle drei Verheißungen der liberalen Vision verwirklicht: einen effizienten Markt aufgrund der Garantie stabiler freiheitlicher Rahmenbedingungen, Zähmung der politischen Herrschaft und ein ausreichendes Potential an individueller Moralität im Sinne der Bereitschaft zur Entwicklung und freiwilligen Befolgung sozialer und rechtlicher Normen. Der Markt des Rechtsstaats ist für den Verfasser die „Neue ökonomische Welt“, Heimstatt einer „offenen Gesellschaft“, in der nicht mehr der *homo oeconomicus*, der blindwütige Nutzenmaximierer, zu Hause ist, sondern der *homo sapiens*, ein „dispositioneller Nutzenmaximierer“, ein „Mann mit Eigenschaften“, speziellen Dispositionen, Charakterzügen und Gewohnheiten. Auch er handelt in ausschließlicher Verfolgung seiner individuellen Interessen, doch auf-

gesellschaftlichen Pflichten nachkommt. Ein wirksamerer Anreiz zum kooperativen Handeln hätte kaum erfunden werden können“. Und weiter: Das anonyme Sozialsystem der modernen Marktgesellschaft ist „im Grunde von religiösen Bindungen abhängiger als das Feudalsystem, nachdem es die unmittelbaren Bande aufgegeben hatte, die durch die Pflichten von Herren und Stand aufrechterhalten worden waren“ (201 f.).

grund seiner „besonderen Vergangenheit“ unterliegen diese eben nicht nur ökonomischer Rationalität. Deshalb könne es für ihn, zumal unter längerfristiger Perspektive, durchaus einmal von Vorteil sein, Engagement für die Gesellschaft, ihre Verfassung und Institutionen zu zeigen und auf kurzfristigen Vorteil zu verzichten. Und schließlich habe der liberale Rechtsstaat nicht nur den Markt von allen Fesseln befreit, sondern auch die Freiheit der Zusammenschlüsse gewährt. Vor diesem Hintergrund habe es der Bürger gelernt, nach selbstgesteckten Zielen zu kooperieren, mit gewählten Partnern, im Schutze des Rechts. Unter diesen Umständen habe ein „Markt der Tugend“ entstehen können: eine stabile Nachfrage nach zuverlässigen, moralisch integren und deshalb kooperationsfähigen Personen und ein entsprechendes Angebot.

Die Beweisführung scheint also so einfach wie zwingend: Da es den Rechtsstaat als Produkt der liberalen Gesellschaft gibt, seine Existenz und sein Funktionieren aber nur gedacht werden können, wenn ein „Markt der Tugend“ existiert, muß das liberale Modell in der Lage (gewesen) sein, dieses Maß an „faktischer Moral“, d. h. freiwilliger Normkonformität ohne rechtlichen Zwang, zu generieren. Das kleine Zirkelproblem, das hier entsteht (Rechtsstaat kreiert den Markt der Tugend, Markt der Tugend ist Voraussetzung für die Entstehung des Rechtsstaats), hat der Verfasser keineswegs übersehen, sondern mit dem „europäischen Wunder“ (unwahrscheinlicher Sonderweg!) und der aus der Hermeneutik bekannten „Spirale“ gelöst. So kann in die neue ökonomische und moralische Welt Einzug gehalten werden, ohne daß es einer metaphysischen „Zügelung der Vernunftkalküle“ durch „Religion, Tabu und Aberglauben“ (de Jasay) bedarf.

Damit schließt sich die Kette für den Nachweis, daß der Liberalismus doch viel besser ist als sein Ruf. Dem Leser fiel es nicht immer leicht, dem Leben und Weben, Werden und Streben der soziologischen und ökonomischen Modelle historische Plausibilität abzugewinnen. Mit einer geradezu unsoziologisch klaren Sprache, präziser Gedankenführung und dem klugen, wenn auch seitenfüllenden Verzicht auf die Autorenweisheit, sich nicht zu wiederholen, macht es der Verfasser seinem Publikum aber leicht, der Entfaltung des Glaubens an das Gute im menschlichen Bösen bis zur letzten Seite die Treue zu halten. Erst die Konfrontation mit der erbarmungslosen Dürre der dreigliedrigen „Schlußbemerkung“ („1. Eine Gesellschaft mit einer demokratischen, rechtsstaatlichen und liberalen Ordnung

kann nicht überleben, wenn alle Bürger ausschließlich eigennützig handeln. 2. Moral und Tugend müssen sich langfristig lohnen, um auf dieser Welt nicht auszusterben. 3. Moralpredigten sind nutzlos.“) läßt erneut die Frage aufkommen, ob es wirklich der 658 (sechshundertachtundfünfzig) Seiten bedurfte, um diese Einsichten zu gewinnen.

REGINA OGOREK